

Die Allianz

Eine interessante Geschichte von Otto Lengi.

In dem Pensionat von Mrs. Gray wohnten zur Zeit drei Pensionäre. Ein russischer Baron mit seiner Frau, die während der Revolution in ihrer Heimath vor der Wuth ihrer Landsleute in der englischen Hauptstadt Schutz suchten. Und eine lebenslustige Französin, die dort Zweckes Amusement einige Zeit zu verweilen gedachte. Kein Wunder, daß diese drei vom Schicksal so zufällig zusammengeführt wurden, in der Fremde eng aneinander schlossen, um gemeinschaftlich die Freuden der Großstadt zu genießen. Heute wollte man den Ball in der Albert Hall besuchen.

Eine Stunde vor dem Ball klopfte die Baronin Petrowska an die Zimmertür ihrer Freundin.

„Liebste,“ sagte sie mit einem Ton von Unmuth in ihrer Stimme, „ich sehe mich gezwungen, Sie um eine große Gefälligkeit zu bitten. Der Goldschmied, der das Schloß an meiner Perlenkette ausbessern sollte, hat sie nicht zur rechten Zeit fertig machen können. Besitzen Sie vielleicht irgend ein Ketten, das Sie mir für heute Abend leihen können?“

„Aber gern!“ sagte Mlle. Levier in aufrichtigem Ton. „Wählen Sie aus, Sehen Sie, dies zum Beispiel, und sie hob ein kostbares und künstlerisches Halsband auf, das lebhaft im Lampenlicht funkelte. „Wenn es Ihnen gefällt, nehmen Sie es. Ich liebe es Ihnen mit Vergnügen. — Warten Sie, ich werde es Ihnen selber umbinden.“

Gerührt fiel die Baronin ihrer Freundin um den Hals und umarmte sie mit Innigkeit.

„Danke, tausend Dank!“ Ohne Sie hätte ich auf den Ball verzichten müssen.“

Bald darauf traten die beiden Damen Arm in Arm in das Wohnzimmer, wo der Baron bereits wartete.

Dann stiegen alle Drei in ein Auto und saßen davon.

Gegen vier Uhr Morgens hatten sie genug gesehen und baten den Baron, sie nach Hause zu bringen.

Während der Fahrt wurden die Damen nicht müde, ihre Eindrücke des Abends auszutauschen, und auch noch zu Hause wurde das Schwagen auf das Lebhafteste fortgesetzt. Das Zubettgehen vergaß man völlig. Erst als der Baron schlüpfen eingekleidet, daß seine Kräfte erschöpft seien, gingen die Damen an, sich auf die Nachtruhe vorzubereiten.

In diesem Augenblick erinnerte sich die Baronin mit etwas Beforgniß an das Halsband ihrer Freundin, und sie bat ihren Mann, nachzusehen, wo sie es wohl gelassen haben möge. Nach einigem vergeblichen Suchen fragte der Baron, ob sie auch sicher wäre, es abgenommen zu haben.

„Aber gewiß, da ich es nicht mehr trage.“

Und sie bemühte sich, zu lächeln, aber ihre Aufregung wuchs sichtlich.

„Gott — mein Gott! Wenn ich es —“

Sie beendete den Satz nicht, aber ihre Stimme, die wie ein Hauch war, verlor sich in tragischem Stillschweigen.

„Glaubst du —?“ unterbrach sie ihr Mann im Flüsteren, von entsetzlichem Schwindel ergriffen.

„Rehere um, Petrowska!“ rief mit verzweifeltstem Eifer die Baronin und sank bleich und erregt auf einen Sessel. „Rehere um, schnell, sieh in der Albert Hall nach, durchsuche den Wagen. — Erinnerst du dich der Nummer? Schnell, o mein Gott, mein Gott!“

Mit einem Satz war der Baron auf der Treppe und dann auf der Straße. Sein Kopf stand ihm in Flammen. Die kalte Nachtluft kühlte sein Blut etwas ab. Er bemerkte, daß Mademoiselle Levier ihm nahe war.

„Suchen Sie im Wagen nach, Gott gebe, daß Sie es finden. Ich werde nach der Albert Hall fahren,“ sagte die erschrockene kleine Französin.

Sie machten es so. Der Baron nach der einen Seite, Mademoiselle Levier nach der anderen, verloren sich alsbald im Nebel, beide in entsetzlicher Aufregung und den trübsten Ahnungen. Sie irrten lange in London umher, aber eine auf der Suche nach dem Wagen, das andere auf endlosen Irrfahrten nach der Albert Hall, mit vor Angst zusammengeschnürtem Herzen.

Während der Baron, wie er der kleinen Französin versprochen, verzweiflungsvoll nach dem Wagen suchte und ihn nicht fand, und Mademoiselle Levier die Albert Hall ohne ihre Kette verließ, hülfte sich die Baronin Petrowska ruhig in einen Pelzmantel und verbergte darunter die Perlenkette, die sie aus dem Kamin ihres Schlafzimmers hervorgeholt hatte. Nachdem sie sich vergewissert, daß eine Menge Geld und das Halsband ihrer Freundin sich darin befanden, verließ sie ohne Bedauern das friedliche Quartier von Mrs. Gray, in dem sie einige angenehme Wochen verbracht hatte. Der Auto

begab sie sich nach dem Victoria-Bahnhof, um von da so schnell wie möglich in die weite Welt hinaus zu fahren.

In einem Anfall von Verzweiflung ließ Baron Petrowska den Brief zur Erde fallen, den er in den Händen hielt, und sank auf einen Sessel, schluchzend wie ein Kind. In diesem Augenblick trat Mademoiselle Levier ganz fassungslos in's Zimmer.

„Herr Baron,“ rief sie mit heiserer Stimme.

In plötzlichem Schreck hielt sie inne. Sie sah den Mann an und den Brief der auf der Erde lag, und stieß dann einen Schrei aus.

Taumelnd ging sie einige Schritte weiter in's Zimmer hinein, und während das Schluchzen des armen Barons lauter und schmerzhafter erklang, bückte sie sich, um den Brief aufzuheben. Dann las sie die wenigen Zeilen, die die Treulose ihrem Gatten hinterlassen hatte. Mit zärtlichen Worten bat sie ihn wegen ihrer Flucht um Verzeihung. In einer Nachschrift entschuldigte sie sich bei ihrer Freundin wegen des an ihr verübten schneulichen Betrugs.

Mit verzweiflungsvoller Gebärde schlug Mademoiselle Levier die Hände vor's Gesicht. Ihre Vorahnung hatte sich bewahrheitet. Und durchdacht von einem anderen entsetzlichen Verdacht, stürzte sie zu der Thür ihres Schlafzimmers. Doch diese war verschlossen, und sie seufzte auf. Der Kasten mit ihren Schmudfachen war gerettet. Sie ging in das Zimmer zurück, um den Brief noch einmal zu lesen. Es war ihr, als wäre Alles ein entsetzlicher Traum. Zum Schluss kündigte die Baronin ihrem Gatten an, daß sie sehr weit fort ginge, und gefand ihm, daß weder die Zeit, noch die Nähe eines Anderen jemals in ihrem Gedächtniß die Erinnerung an ihren einstigen Gefährten, noch die Großmuth ihrer Freundin würden auslöschen können.

Die schönen Augen von Mademoiselle Levier füllten sich mit Thränen. Sie lehnte sich an den Tisch, um nicht zu Boden zu fallen.

Das tragische Schicksal, das nun entfiel, wurde nur von den Klagen des Barons unterbrochen. Der Verzicht jener Frau hatte über Beide eine dumpf Verzweiflung gebracht.

Endlich hob Baron Petrowska sein Gesicht empor und sah die junge Dame an.

„Mademoiselle Levier,“ stotterte er, „wieviel war es werth?“

Ein Schluchzen schnürte ihr die Kehle zusammen, und sie vermochte nicht, zu antworten. Bedenkt erhob sich Baron Petrowska, näherte sich ihr, nahm ihre Hände in seine und drückte sie an seine Lippen.

„Ich werde es Ihnen zurückerstaten, um die Infamie jener Frau wieder gut zu machen, und um die Schande auszumergen, mit der sie meinen angeesehenen Namen besetzt hat.“

Und er warf sich stolz in die Brust. „Einige Tage muß ich Ihr Schuldner bleiben,“ fügte er etwas kleinlaut hinzu. „Sie errathen — meine Mittel sind diesen Augenblick erschöpft.“

Mademoiselle Levier schüttelte abwehrend den Kopf. Sie war aufgeklärt in Rührung, ihre Thränen strömten unaufhaltsam. Dagegen hatte Baron Petrowska seine Fassung wieder erlangt.

Mit einem innigen Händedruck trennten sie sich.

Der Dreißiger hatte sich in einen Zweijährigen verwandelt, der um so fester zusammenhielt.

Eines schönen Tages lehrte Baron Petrowska ungemein glücklich und zufrieden lächelnd von einer Promenade zurück in Mrs. Gray's achtbares Pensionat. Mademoiselle Levier befand sich allein im Wohnzimmer. Fröhlich kam der Baron zu ihr hin und überreichte ihr mit einem Handtuch ein elegantes Etui. In demselben lag eine prächtige Kette, die der geraubten sehr ähnlich sah. Mademoiselle Levier erröthete über und über und wurde ganz verwirrt. Dann erging sie sich in endlosen Ausruhen der Bewunderung und des Dankes.

Einem plötzlichen Einfall folgend, lief sie nach ihrem Schlafzimmer, holte ihren Schmudkasten aus seinem Versteck hervor und brachte ihn dem Baron. Er selber sollte das Geschenk an den leeren Platz zurückstellen.

Dieser zarte Gedanke rührte Baron Petrowska tief. Während er der jungen Dame innig in die dunklen Augen blickte, gestand er ihr, daß er keinen Groll mehr gegen seine Frau im Herzen trage, die ihn mit einem Andern —

Die kleine Französin sah ihn vorwurfsvoll an. Er lächelte und erklärte von Neuem, daß er seiner Frau nicht mehr zürne. Er wünschte nur, daß sie mit einem Andern das Glück finden möge, das er ihr nicht hätte bereiten können. Mademoiselle Levier erwiderte schüchtern, daß auch sie ihrerseits nicht mehr bedauere, ihres Halsbandes beraubt worden zu sein. Durch diesen Vorfall habe sie Gelegenheit gehabt, den Edelstein des Barons zu bewundern.

Dieser fügte hinzu, daß man im Unglück seine wahren Freunde kennen

lerne. Mademoiselle Levier bemerkte trübend, daß alle Menschen im Leben Bitterkeiten erdulden müßten. Aber gerade nach dem Sturm schiene die Sonne um so schöner.

Da trat Baron Petrowska ganz nahe an sie heran, ergriff ihre Hände und strich sie sanft. Und während er die Spitzen ihrer kleinen, reizenden Führe betrachtete, fragte er in flehendem Tone, ob sie diese Sonne sein wolle.

Wie vom Glück berauscht, sank Mademoiselle Levier in seine Arme.

„Sie lieben mich?“ hauchte sie mit süßer Stimme.

Selig träumend ging Mademoiselle Levier im Hyde Park spazieren. Im Geist sah sie sich schon als Baronin Petrowska auf einem Schloß in Rußland. Wie glücklich wollte sie ihn machen, ihn, der so viel gelitten! Wie gern verließ sie um seinetwillen ihr immer Frankreich, ihre sonnige Heimath! Für ihn war kein Opfer zu groß.

Während die arglose kleine Französin sich die herrlichen Zukunftsbilder vorzauberte, stieg ihr edler Verlobter auf der Station eines Landes aus, das sehr weit von London entfernt war. Dort wurde er triumphirend von seiner ersten Gattin empfangen. Strahlender Laune begab er sich an ihrem Arm in das nächste Restaurant. Bei Austern und Sekt theilte er hier seiner treuen Gefährtin mit, daß sich die Schmudfachen ihrer lieben Freundin in seiner Reisetasche befänden. Nur die Kette, die er ihr vor einigen Tagen gekauft, habe er vergessen.

„Rostete sie viel?“ fragte ängstlich die Gattin.

„Bei Gott, nicht weniger als zehn Schillinge.“

Die kleine leichtgläubige Französin bereute bitter ihr Leben lang die russische Allianz.

Der Sohn eines Rechtsanwalts in Räubek zum Tode verurtheilt.

Das Verbrechen des Rechtsanwalts-Johannes Ernst Hartmann, der am 18. November v. J. in Lübeck die Rentiere Jba Jensen ermordete, hat im dortigen Gericht mit der Verurtheilung des Thäters zum Tode seine Sühne gefunden. In der Verhandlung wurde festgestellt, daß Hartmann, jetzt 21 Jahre alt, schon frühzeitig seinen Vater verloren hat. Er wurde Kaufmann, verlor aber seine Stellung und gerieth in Schulden. Schlechte Lektüre brachte ihn auf die Idee, einen Erpressungsveruch an einer alleinstehenden Dame auszuführen. Aus dem Abreißbuch suchte er sich den Namen irgend einer Rentiere aus und verfiel dabei auf die in der Cronsförder Allee wohnende Jba Jensen.

Am Nachmittag des 18. November erschien er bei der Dame und überreichte ihr einen Brief folgenden Inhalts: „Hiermit werden Sie aufgefordert, dem Ueberbringer dieses die Summe von 8000 M. in Baar oder Check auszubändigen. Sind Sie willig, geschieht Ihnen nichts, andernfalls Sie sich darauf gefaßt machen wollen, von gegenwärtigem Herrn den Todesstoß bezw. Todeserschuß zu erhalten. Es wird von keiner That zurückgesehen. Sie haben auch dann die längste Zeit hinter sich, wenn Sie von dieser Sache auch nur ein Wort verathen, geschweige denn zur Anzeige bringen. Sie haben die Wahl zwischen Leben und Tod.“

Als Fräulein Jensen nach der Lectüre des Briefes meinte, sie wisse nicht, was sie damit solle, zog Hartmann seinen Revolver und schoß dreimal. Gleich der erste Schuß drang ins Gehirn und war tödtlich. Infolge der Schüsse eilten Nachbarn herbei, die Hartmann festnahmen. Er behauptete bei seiner Vernehmung, daß er die Dame nur habe erschrecken wollen. Der Sachverständige bezeichnete Hartmann zwar als minderwerthig, aber auch voll verantwortl. Nach dem Spruch der Geschworenen fällt darauf der Gerichtshof das Todesurtheil.

Mörder seiner Stiefmutter.

Im Gerthof, einem Villenort im Norden Wiens, hat der Sohn des Direktors im Finanzministerium Johann Schob seine Stiefmutter, die 46 Jahre alte Franziska Schob erwürgt. Der Thäter Friedrich Schob ist 23 Jahre alt und gleichfalls im Finanzministerium als Rechtspraktikant angestellt. Die That wurde in der Küche verübt, während der Vater im anstoßenden Zimmer schlief. Alle Thüren waren verschlossen, und der Thäter mußte durch ein Fenster über eine Leiter in den Garten steigen, um zu entkommen. Der junge Schob stellte sich aber selbst im Laufe der Nacht der Polizei. Seinem Geständniß zufolge wollte er wegen „Unannehmlichkeiten im Amte“ Selbstmord begehen. Da ihm aber seine Mutter den Thürschlüssel verweigerte, würgte er sie etwa fünf Minuten lang am Halse, raubte ihr 17 Kronen und entfloch dann auf dem angegebenen Wege. Den Nachmittag verbrachte er in den Vergnügungsalen des Praters.

Beim Schauspielen.

Lude: „Möchte nicht auch so'n Aviatiker sein?“

„Ede: „Ne, ich liebe Aquavatiker!“

Vom Londoner Krystallpalast.

Der Londoner Krystallpalast, einst eine Weltberühmtheit, ist in diesen Tagen wieder öfters Gegenstand besessener Gespräche und Verhandlungen geworden. In der Presse ist der von einer bekannten Persönlichkeit, dem Earl of Plymouth, befürwortete Plan aufgetaucht, ihn umzugestalten und ihn durch dauernde Ausstellungen und neue Bauten zu einer Art Mittelpunkt des Reichsgedankens zu machen. Dies soll in der Weise geschehen, daß jede der überseeischen Kolonien hier einen eigenen Pavillon bauen läßt, wo sie ihre Landeserzeugnisse und ihre natürlichen Hilfsquellen ausstellt. Eine Gallerie von Büsten und Bildsäulen von Berühmtheiten jener Länder soll eine Art kolonialer Walhalla darstellen. Als neuer Gedanke taucht dabei auf, regelmäßige Schülerfahrten nach den überseeischen britischen Besitzungen von London aus zu veranstalten, und die des Mutterlandes einander näher zu bringen. Eine „König-Eduard-Stiftung“, nach dem verstorbenen König benannt, wird die Mittel hierzu ausbringen. Um dem Ganzen eine finanzielle Unterlage zu geben, soll der Krystallpalast in die Hände einer großen Aktiengesellschaft von 750,000 Mitgliedern kommen, von denen jedes eine Aktie zu einem Pfund auf Lebenszeit erhält. Man will Theater, Concerthalle und Vergnügungseinrichtungen dabei bestehen lassen, aber man hofft vor allem, auf der obengenannten Grundlage und mit dem nationalen Aushängeschild dem Krystallpalast neues Leben einzuföhren. Und das ist schön. Denn die Geschäfte gingen schon seit einiger Zeit schlecht, und die Befürchtung ward laut, daß die gesammten Gründe des Palastes mit den prachtvollen Gärten im Umfang von mehr als 8000 A. verkauft würden und dann in die Hände der Baupetulation gerietten. Für das heutige Vergnügungsleben von London liegt der etwa 13 A. im Süden bei der Driftpast Edenham gelegene Riesenbau zu weit entfernt. Inzwischen haben in der Stadt selbst Kunsthallen und Ausstellungspaläste zugenommen; insbesondere ist der härteste Wettbewerb in der „Weißen Stadt“ entstanden, die in Shepherds Bush im Westen nunmehr seit drei Jahren beständig neue Ausstellungen zeigt. Das gab es früher nicht. Als der Krystallpalast 1854, aus dem Material der Industrie-Ausstellung von 1851 erbaut, eröffnet wurde, ward er sehr bewundert. Der Bau aus Glas und Eisen, die Ausstellungen darin, der große Concertsaal und die malerischen Höfe mit den Architektur-Nachahmungen, das war etwas ganz Neues. Jeder Fremde mußte den Londoner Krystallpalast gesehen haben; man ahmte im Ausland nach; so ist der Münchener Ausstellungspalast nach seinem Muster erbaut worden. Noch heute gehören die Gärten und die hier befindlichen Sammlungen zu den Sehenswürdigkeiten Londons. Für die große Menge sind heute die Hauptanziehung des Krystallpalastes die Feuerwerke, die am Donnerstag und Samstag abgebrannt werden. Sollte der obige Plan ausgeführt werden, so würde man auch eine neue elektrische Bahn bauen, da die heutigen Verbindungen nicht übermäßig günstig sind. Das ist aber eine Kleinigkeit, denn, wo es sich um ein neues Unternehmen mit dem Beiwort „imperial“ handelt, spart man heute in London kein Geld.

Ein festsamer Aeroplan bei der Probefahrt zertrümmert.

Aus Berlin wird geschrieben: Die kommenden großen aviatischen Ereignisse der deutschen Flugwoche haben die Flieger in Johannisthal veranlaßt, besonders große Vorbereitungen zu treffen, um in den bevorstehenden Kämpfen möglichst ehrenvoll abzuschneiden. So sieht man überall in den Schuppen Neubauten entstehen. Recht eigenartig wirkt unter den Konstruktionen, unter denen der Eindecker immer mehr Platz gewinnt, ein riesiger Fünfbeder eines ungarischen Konstrukteurs, der in kurzer Zeit vollendet sein wird. Auf das Debit des Klotzes darf man einigermaßen gespannt sein. Der Fünfbeder gewinnt jedoch dadurch an Interesse, daß die Heeresverwaltung der Maschine einige Beachtung schenkt. Wie verlautet, soll Leutnant Mademhum den ersten Fliegen des Aeroplans beivolmen.

Unter den Neutronkonstruktionen finden sich mandmal auch Kurofsa. So erregte vor einigen Tagen der Start eines veritablen „Maitäfers“ Heiterkeit und Verwunderung. Die Maschine, deren Erbauer ein Herr Joachimsged ist, besitzt einen spindelförmigen Kumpf, ist vorne als Zwei- und hinten als Eindecker ausgebaut. Den Antrieb erhält der Apparat durch zwei gegeneinander verlegte Propeller. Vor einigen Tagen brachte der Erbauer die Maschine heraus, besaß den Führersitz, in welchem er vollkommen geschützt und von der Außenwelt abgeschlossen ist. Der Aeroplan rollte etwa 50 Meter über den lockeren Boden und blieb dann im Sande stecken. Einige hilfsbereite Monieurs sprangen hinzu und halfen den „Maitäfer“ aus dem Sande herausziehen. Plötzlich gab der Führer dem Motor Vollkraft und plötzlich setzte sich das Fahr-

zeug mit rasender Geschwindigkeit in Bewegung.

Die Monteur klammernten sich am Gestänge fest und wurden nun mit einer Geschwindigkeit von 50 Kilometern in der Stunde über das Feld geschleift. Endlich gerieth der Apparat in eine Bodensenkung, kippte vorn über und der Führer sowie seine unfreiwilligen Passagiere flogen in weitem Bogen über die Maschine hinweg; während der „Maitäfer“ völlig in Trümmer ging, kamen die Fahrgäste mit einigen Quetschungen und blauen Flecken davon.

Das Sehvermögen alter Leute.

In den Zeitungen findet man oft Mittheilungen darüber, daß jemand in sehr hohem Alter verstorben sei und sich eines so guten Augenlichts bis zu seinem Tode erfreut habe, daß er ohne Brille habe lesen und schreiben können. In der Centralzeitung für Optik und Medaunt macht nun Dr. O. Penheimer darauf aufmerksam, daß der Nichtiggebrauch einer Brille im höheren Alter nicht ein Zeichen gesunder, sondern kranker Augen sei. Wer nämlich in der Jugend und im besten Mannesalter gute und gesunde Augen gehabt hat, der braucht im Alter keine Brillen zum Lesen, er braucht sie aber zum Sehen in die Ferne. Wenn also jemand thätächlich in hohem Alter ohne Brille gut lesen und schreiben kann, so sind seine Augen niemals wirklich gut, entweder ist er kurzichtig, dann kann er schlecht in die Ferne sehen, oder er ist auf einem Auge kurzichtig und auf dem anderen normalichtig, dann braucht er beide Augen nicht gleichzeitig, wie es bei gesunden Augen die Regel ist, sondern wenn er liest, benützt er nur das kurzichtige, und wenn er in die Ferne sieht, nur das normalichtige Auge. Ober schließlich sieht er mangelhaft für die Nähe und für die Ferne, dann kann er ohne Brille nur schlecht lesen und schlecht in die Ferne sehen. Es soll also nicht gelehrt werden, daß die alte und die Leute in sehr hohem Alter ohne Brille bald besser, bald schlechter lesen können, aber das beweist keineswegs, daß ihre Augen noch gut sind, sondern, so merkwürdig das erscheinen mag, sie sind mit irgend einem Mangel behaftet.

Der Werth unserer Gemüse.

Zur Zeit der jungen, frischen Gemüse sollte es jede Hausfrau als eine wichtige Pflicht erachten, möglichst oft und viel davon den Jhrigen auf den Tisch zu bringen; denn sie kann nichts Zweckmäßigeres für deren Wohlbefinden, zur Verbesserung ihrer Gesundheit und zur Abwehr von mancherlei Krankheiten thun.

An der Spitze der Gemüse steht der Kopfsalat, dessen ausgezeichnete Bestandtheile zu wenig bekannt und achtet sind. Er wirkt verdauungsbeördernd, blutreinigend, anregend und erfrischend auf den ganzen menschlichen Organismus. Deshalb, Ihr Hausfrauen, setzt Gatten und Kindern Salat, viel Salat vor, nicht nur ein zierliches Schüsselchen voll für die gesammte Familie, sondern, wenn es geht, einen Kopf auf die Person, wenigstens den Erwachsenen. Die gute Wirkung wird nicht auf sich warten lassen. Aber vermindert dieselbe auch nicht durch Zufügung von schlechtem, allzu scharfem Essig oder übermäßig viel Gewürz! Laßt keinen Tag vergehen, solange es frischen, zarten Kopfsalat gibt, an dem Ihr ihn nicht am

Mittag oder Abend auf den Familien-tisch bringt.

Auch der Spinat ist nicht hoch genug zu achten! Sein hoher Eisengehalt wirkt günstig auf die Blutbildung und macht ihn zu einem wahren Heilmittel für blutarme Kinder und bleichliche Mädchen. Eine ebenso günstige Wirkung übt er auf die Nierenfähigkeit aus. Es sei deshalb oft dem wohlthätigenden, zarten Gemüse ein Platz im Rückenstetel eingeräumt! Eine vorzügliche munde und gesunde Speise sind Rühreier, Omelettes oder auch weichgekochte Eier mit Spinat.

Spargel. Wohl wenige Menschen lieben dieses keine Frühjahrsgemüse nicht.

Und mit Recht ist es hochgeschätzt: Seine blutreinigenden, günstig auf die Thätigkeit der Nieren wirkenden Eigenschaften sind nicht gering. Rasch im Salzwasser abgekochten, mit Rahmsauce, in einer Einbrenne mit leichter Essigsauce, oder als Einlage in der Fleischbrühsuppe sind sie gleich gesund und sehr leicht verdaulich. Ob die Köpfe noch blendend weiß sind oder ins grüne und violette spielen, macht durchaus keinen Unterschied, nur Feinschmecker werden darauf achten.

Gelbe und weiße Rüben sind sehr appetitanregend. Gelbe Rüben haben auch blutreinigende Wirkung, eine nicht zu unterschätzende Eigenschaft! Ferner genießen sie den Vorzug, daß sie lange noch auf dem Markte zu finden sind, wenn die eigentlichen Frühjahrsgemüse schon längst ihren Abschied genommen haben.

Blumentohl ist auch ein Gemüse, das uns lange treu bleibt. Man schreibt ihm ähnliche Eigenschaften wie dem Spargel zu. Sehr beliebt ist er als Einlage in Fleischsuppen oder als selbständiges Gericht mit Rahmsauce.

Die Schätze der Kaiserin-Wittwe.

In Peking erhält sich das Gerücht, daß Goldbarren im Werthe von 30 Millionen Dollars heimlich fortgeschafft worden sind, um nach England gebracht zu werden. Diese Goldbarren stammen aus dem Besitz der verstorbenen Kaiserin - Wittve, der langjährigen Regentin des chinesischen Reiches, die in den Jahren ihrer Regierung es verstanden hat, mit einer an Geiz grenzenden Sparsamkeit zu dem großen Vermögen ihres Hauses ungezählte neue Schätze hinzuzufügen. Der Werth der Juwelen allein, die die Kaiserin-Wittve sammelte, wird auf über 300 Millionen Mark geschätzt.

Wasserschau-Bazillus.

Eine Entdeckung, wonach die Gelehrten aller Länder jahrelang vergeblich gesucht, ist jetzt Dr. Friedrich Proschler vom Allgäuer Allgemeinen Hospital, Pittsburg, Pa., gelungen. Dre Arzt hat nicht nur den so lange vergeblich gesuchten Bazillus der Wasserschau oder Tollmuth gefunden, sondern ihn auch durch photographische Aufnahme festgehalten. In 1500-facher Vergrößerung ist der Bazillus etwa halb so groß wie eine gewöhnliche Stednadel und von dem gleichen Umfange. Dr. Proschler hat ebenfalls ein Heilverfahren für die furchtbare Krankheit entdeckt, welches sich in 160 Fällen als wirksam erwiesen haben soll.

In der Gemädegallerie.

„Siehst Du, Emma, wie anspruchsvoll einst die Frau bezüglich der Toilette war?“

„Ach geh! Die wird auch nicht immer ein- und dasselbe Feigenblatt getragen haben!“



Skizzen: „Weißt du, Mimi, der Arthur ist ein Freigeist. Der fürchtet sich nicht einmal vor dem Kaminsfeuer.“